



Abend:

Zeitung.

176.

Mittwoch, am 24. Juli 1839.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler (Th. Heß).

Bianca Capello.

(Fortsetzung.)

Wer kennt nicht Francesco de Medici, der den Thron Toscana's schändete, und ein Andenken hinterließ, schmachvoll wie das des Cesar Borgia, dem er in Allen gleich, nur nicht im Muth? Francesco Medici, der Sohn Cosmus des Ersten, hatte von Kindheit an die Kunst zu quälen und sich zu verstellen erlernt. Vierunddreißig Jahre alt, fiel ihm des Vaters Erbe zu, das aus dem schönsten Herzogthum Italien's, vielem Golde, der Frucht von Erpressungen und Güter-Einziehungen, und einem Privatschatz von verschiedenen Gattungen Gift bestand. Die erste Handlung seiner Regierung war, seine Stiefmutter, Camilla Martelli, in ein Kloster einzuschließen, wo sie vor Leid starb; seinen Bruder Ferdinand nach Rom, den andern, Pietro, nach Spanien zu verbannen; seinen Schwager Jordanus Orsini ungestraft zu lassen, welcher seine Gattin Isabella auf seinem Landhause Cerretto erdrosselt hatte. In seiner eignen Familie ließ er Schändlichkeiten aller Art zu: ihm genügte es, Horaz Pucci sterben zu sehen, weil er gegen ihn complotirt; ihm genügte es, Meuchler nach Frankreich zu senden, um seine Feinde Bernard Girolami, Pietro und Andrea Cappori, durch Gift aus dem Wege zu räumen. Wie der Genius des Bösen, freute er sich zu sehen, daß sein Beispiel Früchte trug. In den ersten achtzehn Monaten seiner Regierung betrübten Florenz und das Herzogthum hundertsechsendneunzig Meuchelmorde; Seuchen, Hungersnoth und Aufstände häuften Elend auf Elend.

Und der Herzog lebte unterdessen wie die Schlange in ihrem Versteck, in seinem chemischen Laboratorium hausend mit Alchimisten, Sterndeutern, Destillatoren, mit denen er sich beschäftigte, schlimme Tränke zu verfertigen und den Philosophenstein zu finden, so daß die Welt sich ängstete bei seinen Studien und das Gerücht sich verbreitete, der Athem des Medici sey jener der Hyder, und seine Hand besflecke mit Blut.

Und diese Hand, mit rosenfarbener Hülle bedeckt, sollte sich mit jener Bianca's verbinden, zwei Monate nach dem Tode der armen Herzogin Johanna von Oesterreich, ungefähr sechs Jahre nach Pietro Buonaventuri's Ermordung. Diese geheime Verbindung wurde in der Hofkapelle geschlossen, in Gegenwart des Franziskanermönchs Nicolas von Cortona, des Bruders Matthäus und Wendolfs de Barbi. Bianca, die Flüchtige und Verurtheilte, sah sich in ihrem dreißigsten Jahre Gemahlin eines Herzogs. Von der ephemeren Glorie verblindet, drang sie bei Francesco darauf, daß ihre Verbindung öffentlich bekannt gemacht würde: es gefiel ihr so sehr, ein Diadem zu tragen!

Diese Freude ward ihr nicht versagt. Am 5. Juni 1579 schrieb der Herzog dem Senat von Venedig, jene Bianca, welche er vor funfzehn Jahren mit Schmach und Strafe bedroht, sey seine Gemahlin geworden. Bei dieser Nachricht ernannte der Senat Bartolomeo Caspello und seinen Sohn Victor zu Rittern der goldenen Stola, und der Rath der Zehn verordnete, man solle die Sprüche gegen Bianca und ihre Mitschuldigen aus dem

Buche der Avogadoren löschen. Vier Monate darauf sandte derselbe Senat Anton Tiepolo und Giovanni Michele als Botschafter nach Florenz, um die neue Gefährtin des Herzogs feierlich als Tochter der Republik zu begrüßen. Die Verurtheilte, die Verbannte stand plötzlich vor den Augen der Mächtigen ihres Landes da als eine königliche Edeldame, mit ruhmwürdigen und seltenen Eigenschaften geziert (so schrieb der Senat), welche sie jeden Glückes werth machten. Dieß Glück fand sich selbst mit der Gerechtigkeit ab; es versöhnte den Vater mit der Tochter, den Bruder mit der Schwester; es machte die Dichter singen, Gelehrte Bücher aller Art schreiben, Künstler Pinsel und Meißel in Bewegung setzen. Der Pedant Speron Speroni, Ariost's und Tasso's vergessener Feind, bot Bianca reimlose Verse zu ihrem Lobe an, die Signora Moderata sandte ihr die dreizehn Gesänge ihres Floridor; selbst der große Dichterkürst, Torquato Tasso, widmete ihr sein Lied von der goldenen Rose und das Gespräch über den Frieden, und erhielt dafür eine silberne Schaal und einen Haufen Scudi. Der größte Gelehrte seiner Zeit, Giannaria Tarfia, sandte ihr seine Abhandlung über die Natur der Engel zu, und, als Gegenstück dazu, der in den Augen seines Jahrhunderts große Philosoph Francesco Bieri, ein Gespräch über die Teufel und bösen Geister. Diese besungene, auf Leinwand und in Marmor abgebildete, belobte und gefeierte Frau freute sich dieser Glorie, aber sie genügte ihr nicht: sie wollte sich Herzogin begrüßt vernehmen, um einmal hunderttausend Häupter sich vor ihr beugen zu sehn. Auch dieser Tag kam endlich.

Am Morgen des 12. Octobers 1579, fand die feierliche Einsegnung der neuen Herzogin statt. Die Ceremonie wurde in Santa Maria del Fiore gefeiert, mit der verschwenderischen Pracht, welche die Veranlassung und die leichtsinnige Zeit verlangten. Nachdem der Ritus vorüber, wurden die venezianischen Botschafter, mit denen auch Bartolomeo und Victor Capello waren, der Neuvermählten vorgestellt. Michele, den Befehlen des Senats zufolge, trat zu Bianca mit einer herzoglichen Krone und setzte sie ihr auf's Haupt, indem er mit lauter Stimme ausrief: „Diese ist die vielgeliebte Tochter der Republik!“ Diesen Worten folgte ein freudiges Schallen von Trompeten und Pauken, und als dieß festliche Getöse verstummte, vernahm man noch tausend Stimmen des Volkes, die schrien und heulten: „Es lebe Bianca! Es lebe die Herzogin! Es leben die Medici!“ und von einer Schaar von Edelleuten und Volk, die nicht Florentiner waren, kam der Ruf: „Es lebe die

Tochter der Republik! San Marco hoch!“ Diese Schaar schwang die Barette im Jubel, und unter den tausend erhobenen Armen sah man die weißen Hände einer Frau aus dem Volke, welche, ein goldenes Armband haltend, mit gellender Stimme schrie: „Es lebe Bianca! Glück meiner Bianca!“ — Aber Bianca, in diesem Getümmel allgemeiner Trunkenheit, sah nichts, bemerkte nichts — nur fühlte sie ihre Stirne vom Reifen eines Diadems bezeichnet, und dieß Zeichen erleichterte ihr auf einen Augenblick die Last, die so lange ihren Busen drückte wie Bleigewicht, und sie Tag und Nacht quälte — eine Last, die ihr bisweilen vorkam wie der Griff eines Dämons, der sie mit Gewalt unter jenen Boden ziehen wolle, auf dem sie wie ein Gestirn leuchtete.

3. Der Tod.

(20. Octb. 1587.)

Am Fuße des Monte Sinestro, im Gebiete von Prato, lag einmal zwischen Delbäumen und Pappeln ein elendes Häuschen, wo bei Tage Reisende, Pilger, Boten, Nachts Gesindel aller Art ein- und ausging. Dieß Wirthshaus hieß das der Fortuna, und lag nur eine Miglie von der herzoglichen Villa Poggio a Cajano entfernt, wo der glänzende Hof der Medici einen großen Theil des Jahres zuzubringen pflegte.

Gegen Abend, am 19. October 1587, zählte man auf den ärmlichen Bänken längs dem äußern Hofe dieser Laverne, mehrere Gruppen von Leuten aus dem Volke, welche, wie es an Festtagen gewöhnlich ist, mit Schwätzen, Spielen, Trinken, die Zeit verlachten. Diese Gruppen schienen in zwei Parteien getheilt: eine von Landleuten, die andere von Personen verdächtigen Aussehens. Die Erstere, bis in die Mitte der Straße hin hier und da zerstreut, sprachen laut, mit freien und bisweilen herausfordernden Blicken; die Andere, wie in geheimer Unterredung mit einander, machten sich mehr durch die Augen als die Lippen verständlich, und gossen von Zeit zu Zeit volle Becher von Chiantiwein hinunter. Zwischen diesen beiden Banden, an einen Pfeiler gelehnt, stand barfuß ein elendes Weib, ein schlechtes Tuch über Kopf und Nacken geworfen; sie hielt die Arme gekreuzt gleichsam als wolle sie sich in einen Knäuel winden und sich so den Blicken der Umstehenden entziehen; aber unaufhörliches paralytisches Zucken, das ihre ganze Gestalt erbeben machte, zog die Blicke aller Vorübergehenden auf sie; sie schien ein vom Wintersturm gedürertes Blatt, das im Begriffe steht, von dem Zweige abzufallen, der es trägt.

„Das ist die Zübin, das ist die Helfershelferin der Bianca, die, welche sie voriges Jahr weggejagt hat, weil sie ihr die Rosen des Gesichtes durch jene teuflische Schmiere verdorben, die sie verjüngen sollte. Seht doch die böse Hexe, welche im Sonnenstrahl zittert: nur das Höllenfeuer, Du verruchte Kupplerin, wird Dich wärmen können.“ So sprach, mit geballten Fäusten, ein Landmann, indem er seinen vier Tavernengenossen das bebende Weib zeigte.

„Nein, sie scheint mir nicht die Hexe, von der Du sprichst,“ erwiderte ein Anderer. „Die war größer und kräftiger und von mehr untersehtem Bau. Diese muß irgend ein armes Geschöpf seyn, das aus einem Spital entflohen ist.“

„Wäre sie auch aus einer Klause entflohen, die ist sicherlich keine Taube. In der Nähe der Villa des Herzogs trifft man nur auf schlimme Elstern — siehst Du dort jenes zusammennistende Gesindel, die eher aussehen als wollten sie uns mit ihrem Athem vergiften denn ein Almosen geben? Das Weib da gehört gewiß zu ihnen.“

„Sie mag seyn was sie will — aber, gieb Acht, bald ist die Zeit dieser saubern Vögel vorüber. Sie mögen, alle wie sie sind, die Maremma verpesten gehn, aus welcher wir, im Jahre der Theurung, elendiglich durch den Herrn Herzog verjagt wurden, als er uns durch seine Steuern für jede Handvoll Getreide einen Scudo abnöthigte.“

„Glaubst Du, daß das Sündenleben bei Hof ein Ende nimmt? Seht's wirklich schlecht mit dem Herzog?“

„Ich will Euch unter vier Augen sagen — aber Niemand soll's wieder erzählen — Maso, der Gärtner vom Poggio, hat mir heute mitgetheilt, daß es nun der sechste Tag ist, seit der Herzog das Bett nicht mehr verlassen hat — und die Bianca ebenfalls. Nach der Jagd vom 12. erkrankten sie beide; sie wollten keine Aerzte, und wenn das Uebel zunimmt, werden wir bald zwei Bahren hier vorbeitragen sehen.“

„Wirklich? Nun, ich habe immer geglaubt, Volksstimme, Gottesstimme. Man sagte gleich daß die Ankunft des rothen Mannes*) hier auf dem Poggio eine Strafe des Himmels bringen werde. Die Bösen halten auch nicht aus, für Alle kommt die Zeit.“

„Ich weiß nicht recht, woher die Strafe gekommen ist, aber ich habe von einem gewissen Backwerk reden gehört, welches nach der Jagd vom 12. aufgetragen wurde,

und wonach unsere Gebieter verdorbenen Magen und Fieber bekamen.“

„Meinst Du, man habe auf das Backwerk ein Paar Tropfen von neapolitanischem Wässerchen gesprüzt?“

„Von neapolitanischem oder pisanischem — kurz, jemand wird's das Leben kosten.“

„Bewahre der Himmel uns vor solchem Backwerk!... Aber halt, Gevatter, seht dort den dichten Staub, der sich auf dem Wege zum Poggio erhebt — mich dünkt, ich bemerke in dem Nebel eine Sänfte.“

„Es ist die Purpursänfte — es ist der rothe Mann, der nach Florenz zieht. Irgend eine Neuigkeit, eine wichtige Neuigkeit muß das seyn. Sieh, wie die Pferde in scharfem Trabe gehen!“

(Fortsetzung folgt.)

A p h o r i s m e.

Es geschieht nicht selten, daß uns durch die Macht der Gewohnheit angenehme Dinge gleichgültig, ja selbst lästig, unangenehme dagegen erträglich und wohl gar unentbehrlich werden. Abgesehen von Neusehlichkeiten, gewinnt das beschäftigte Gemüth, der rastlos thätige Geist zuletzt auch die Tages- und Lebensorgen lieb, welche zur eignen Bekämpfung geistige Triebfedern in Bewegung gesetzt. Sie bürgern sich immer mehr und mehr in den Arbeitskreis der Gedanken ein, als befreundete Stammgäste, deren Austritt eine Lücke erregen würde, die der sorgenlose Müßiggang, als Stellvertreter nimmer befriedigend zu füllen versprechen dürfte. Darum ist eine erträgliche Sorgenbürde für den ihren Gehalt ganz durchschauenden und erkennenden Menschen ein durchaus nicht zu verachtendes, ja nothwendiges Gepäck auf der Lebens-Pilgerreise.

Julie v. Großmann.

F r a g e.

Lebenslang die Liebste missen
Ist wohl eine lange Pein,
Doch wird demaleinst des Lebens
Und des Leid's ein Ende seyn.

Doch die Liebe ist unendlich,
Und sie fällt wie Mondenschein
Aus der Himmelsheimath, leuchtend,
In die Erdennacht hinein.

Du, auf Jahre mir entrisse,
Du, auf Ewigkeiten mein —
Sag', o Agnes! soll ich trauern,
Oder soll ich fröhlich seyn? —

Karl Ushner.

*) Der Cardinal Ferdinand von Medici.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Mainz.

(Fortsetzung.)

Die Wichtigkeit dieser Methode für die Landschaftsmalerei ist unverkennbar. Herr v. Klein beabsichtigt jetzt, eine ganze Reihe chorographimetrisch aufgenommener Rheinansichten herauszugeben, welche in Umrissen lithographirt, auf Tuch aufgezogen und aufs fleißigste in Del ausgeführt werden sollen. Er hat dazu bereits einen tüchtigen Künstler gewonnen, und mit der Ansicht von Mainz, von der Terrasse der „neuen Anlage“ aufgenommen (bekanntlich ein sehr glücklicher Punkt), den Anfang gemacht. Die bedeutende Erleichterung, die der Maler dadurch gewinnt, daß er die Mühe, bei jedem Bilde die Zeichnung von neuem zu machen, erspart, macht es möglich, daß ein Exemplar dieses Gemäldes kaum die Hälfte kostet, als sonst ein in Del ausgeführtes Gemälde von Mainz kosten würde. Die Wahrheit in diesen Gemälden ist dabei frappant, das Colorit vollkommen naturtreu. Es ist bei den chorographimetrischen Landschaftszeichnungen eben nicht nöthig, daß man sich selavisch an jede Linie binde. Bäume und Vordergründe bleiben immer einem geläuterten Kunstgeschmacke unterworfen; aber charakteristische Theile des Bildes, gewisse Hauptformen, namentlich in den Hinter- und Mittelgründen, besonders Gebirge und Gebäude, müssen bei diesen Bildern rein chorographimetrisch aufgenommen seyn. — In Betreff des wissenschaftlichen Nutzens der Chorographimetrie ist noch zu bemerken, daß diese Erfindung besonders nützlich ist zur Prüfung der Richtigkeit geometrischer und trigonometrischer Aufnahmen. Denn durch die Chorographimetrie kann man finden, welche Entfernungen aus den verschiedenen Höhen, und welche Höhen sich aus den verschiedenen Entfernungen genau ergeben müssen. Trifft daher auf einem Plane oder auf einer Karte das eine oder das andere nicht zu, so kann man fest versichert seyn, daß in der Aufnahme ein Fehler Statt findet. —

Ueber die Kunstausstellungen des rheinischen Kunstverbandes erfahren wir aus Mannheim und Karlsruhe (in Mannheim fand sie im Mai, in Karlsruhe findet sie gegenwärtig Statt) nicht eben das Erfreulichste. Die eingesendeten Werke sollen weder der Zahl noch dem Werthe nach bedeutend seyn. Doch hofft man, daß im Verlaufe der Taunus-Ausstellungen (sie dauern bis Ende September) noch manches gewichtige Werk von ächter Künstlerhand zur Ausstellung kommen wird, und namentlich hoffen wir, daß die hiesige Ausstellung (im Juli) viel umfassender seyn werde, als die Mannheimer war. Wirklich sind bereits schon neue Einsendungen für die hiesige Taunus-Ausstellung eingetroffen. — Die Bekanntmachung von Seiten des rheinischen Kunstverbandes betrifft die jährlichen Preisbewerben der Künstler und lautet folgendermaßen: Die meisten neuern Kunstausstellungen, und namentlich auch die des rheinischen Kunstvereines, liefern die Erfahrung, daß in der Malerei zu wenig die geistigere Richtung derselben vorherrscht, daß ihre Gebilde sich selten im höhern Reiche der Ideen bewegen, vielmehr die meisten Gemälde, wenn auch in trefflichen Leistungen, nur die Natur in Genre- und Landschaftsgegenständen zur Anschauung bringen. Unzweifelhaft aber soll grade die Darstellung einer Idee das höchste Ziel der Kunst und also auch der Malerei seyn, da nur durch solche Werke des innerlich schaffenden und erschaffenden Geistes der Künstler den wahren Kunstberuf

darthut, und durch sie zugleich den eigentlichen Einfluß auf Erweckung und Läuterung des Sinnes nicht nur für Schönes, sondern auch für Edles und Erhabenes ausübt. Diese Betrachtung, und die weitere, daß Erweckung und Bildung des wahren Kunstsinnes sowohl bei Künstlern, als bei den Beschauern ihrer Werke stets die Hauptaufgabe der Kunstvereine seyn und bleiben muß, hat den rheinischen Kunstverein bewogen, die Bestrebungen der Künstler in dieser Beziehung möglichst zu unterstützen, und namentlich der Geschichtsmalerei ein Feld zu eröffnen. Zu diesem Ende soll alljährlich eine Preisbewerbung für Ausführung eines historischen Gemäldes nach einem gegebenen Thema und festzusetzenden Honorar Statt finden. Die Wahl des Gegenstandes wechselt unter den fünf verbundenen Vereinen in der Art ab, daß zuerst Mannheim, dann Karlsruhe, Straßburg, Darmstadt und zuletzt Mainz die Preisaufgabe giebt. Der das Thema wählende Verein bestimmt zugleich ein seinen Kräften angemessenes Honorar als Preis, ihm steht die Entscheidung über die Preiswürdigkeit der einkommenden Bilder zu, und er behält das als preiswürdig erkannte Bild als Eigenthum. Diesen Bestimmungen zu Folge hat der Mannheimer Verein als Preisaufgabe gewählt: „Herrmann's Rückkehr aus der Teutoburger Schlacht“ und „Wiedersehen Thusnelde's,“ das Honorar ist für dießmal zu 500 Thalern P. S. festgesetzt. Die concurrirenden Gemälde sind längstens bis Ende Februar 1840 an den Mannheimer Verein einzusenden. Auch wird noch bemerkt, daß die Ausführung des gewählten Gegenstandes nicht unter 4 Pariser Fuß Höhe und in ganzen Figuren geschehen soll.

Unsere gegenwärtige Dampfschiffahrt auf dem Rheine bietet Stoff zu interessanten Reflexionen. Es ist jetzt nicht mehr eine einzige Dampfschiffahrtsgesellschaft, wie noch vor drei Jahren, sondern es werden bald deren vier seyn, wenn einmal die deutsch-englische Dampfschiffahrt ins Leben gerufen ist, was bald der Fall seyn wird. Eine große Menge prächtiger Dampfboote bewegen sich täglich rheinwärts und abwärts, selten daß man ein Dampfboot sieht, das nicht tüchtig mit Passagieren besetzt wäre, es ist als ob die Menschheit auf der Wanderung wäre. Hat sich etwa seit den letzten fünf Jahren Handel und Verkehr in dem Maße gehoben, daß heute dreißig Schiffe nicht hinreichen, wo sonst drei mehr als genug waren? Das nicht; aber die Concurrenz hat dem Institute der Dampfschiffahrt fast die höchste Vollendung gegeben, und nun betrachtet man eine Dampfschiffahrt auf dem Rheine nicht mehr als eine Reise, sondern als eine Lustpartie, die Tour zwischen Basel und London als einen kleinen Ausflug, um die Herrlichkeiten des Rheines in Augenschein zu nehmen, und bei der Gelegenheit zugleich auch die Weltstadt kennen zu lernen. Das colossale Unternehmen einer directen deutsch-englischen Dampfschiffahrtsverbindung wird allen Projecten die Krone aufsetzen, denn es wird Deutschland von der holländischen Handelstyrannie emancipiren und die größten Vortheile gewähren. Deutschland war wirklich während der blühenden Zeit der Hansa der erste Handelsstaat Europa's; aber sein Handel basirte sich auf Einigung des Binnenhandels mit der Küste, auf freien Transport seiner In- und Exporten, und auf eigene Schifffahrt. Ohne eigene Schifffahrt ist kein selbstständiger Handel möglich, und es läßt sich kühn behaupten, daß die Absonderung Deutschlands vom Meere, die Sperrung der Schelde und des Rheins, und das daraus folgende Handelsmonopol Hollands die Blüthe Deutschlands untergraben haben. — (Beschluß folgt.)